Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 2 (1912)

Heft: 36

Artikel: Die Seefahrer

Autor: Reitz, Walter

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-640841

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 36 · 1912 | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst mit „Berner Wochenchronik“ | 7. September

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

Zwei Gedichte von Walter Reitz.

Das Blümlein singt.

Du strahlst so leuchtend, Sonne:
Hast du mich denn so lieb?
Du strahlst, daß nicht mehr länger
Ich in der Knospe blieb.

Dir öffnen sich die Kelche,
Du goldne Himmelsfrau:
Trink, trink, was in mir sprudelt,
Auch meinen ersten Tau! . . .

Du strahlst, du leuchtest, Sonne,
Wie deine Glut mich sticht!
Halt ein mit deinem Feuer,
Verseng', verglüh' mich nicht!

Mir wird so schlaff und müde . .
Weh! all mein Blühn zerstieb! . .

O, Sonne, heiße Sonne,
Hast mich denn gar nicht lieb?

Stilles Leuchten.

Die Sterne wandern so hoch und so licht,
Sie wandern stets und erreichen sich nicht.

Sie schwingen leuchtend in goldenem Reigen,
Doch jeder für sich in ewigem Schweigen. . .

So wanderst auch du deinen Lebensreihn
Mit tausend andern und doch allein . . .

Die Seefahrer.

Von Walter Reitz (Burgdorf).

1.

Der kleine Tullio schaute ihnen schon lange still und sehnsüchtig zu, den vier Knaben, die mit hölzernen Schaufeln und Spaten in den feuchten Sand nahe dem Meere ein großes Schiff bauten. Und er hätte so gerne mitgemacht! Aber er war schwach und kränklich und seine fürsorgliche Mutter ließ ihn nicht manchen Schritt ohne die Begleitung ihrer Blicke tun. Er durfte immer nur in der Sonne und auf dem Teil des Strandes sitzen, den das Meer auch bei der Hochflut nicht erreichen konnte; da war der Sand weich und trocken und warm. Aber mit diesem konnte man weder Burgen noch Throne, noch Schiffe, nichts konnte man mit diesem flüssigen Sande bauen, nur Löcher hineingraben und sie wieder zuschütten. Das war nicht lustig; das war ein langweiliges Spiel, und Tullio hatte keine Kameraden, die ihm die Zeit vertrödeln halfen; weil er kränklich war und nichts ertragen konnte.

Niemand wollte etwas von ihm wissen. Nicht einmal die Sonne! Den andern Knaben dort war sie tief in die Haut gedrungen, sodaß ihr Körper goldenbraun wurde, außer den Stellen, wo das Badekostüm den Sonnenstrahlen die Kraft nahm: da ließen die Träger über den Schultern von der ursprünglichen hellen Farbe schmale Streifen zurück und auf dem Rücken kreuzten sich diese, sodaß sie hier fast aussahen, wie ein schlechtgeschriebenes Malzeichen. Arme, Brust, Rücken und Beine, die waren bei ihnen bald ganz dunkel gebrannt, wie bei Indianern. Tullio jedoch bot nun schon einige Wochen lang seinen weißen Leib der Sonne dar; aber sie schien keine große Lust zu haben, seine Haut, wie die der andern Buben, mit ihrem Gold zu tränken.

Er saß da mit dem Rücken gegen die Sonne und tat mit den Augen jede Bewegung mit, welche die kräftigen Knaben machten.

Einer grub den Hohlraum des Schiffes aus dem Boden; ein anderer häufte den aufgeworfenen Sand rings um den Rumpf auf, etwa einen Schritt hoch und formte so die äußere Gestalt des Fahrzeuges. Der dritte baute sich den erhöhten

Kapitänsplatz. Das war der älteste und größte von allen und mochte ungefähr 12 Jahre alt sein, drei oder vier Jahre älter als Tullio. Er hatte rote Haare, so sommersprossige Gesichtshaut und weitabstehende Ohren, die für den ganzen Kopf viel zu groß waren und den Anschein hatten, als ob sie alles erlauschen und erlauern wollten, was nur drin Platz fand. Auch seine grauen, spitzen Augen, die so flugswendisch waren wie nach Mücken jagende Schwalben, machten einen ähnlichen Eindruck. Etwas Unheimliches ging von ihm aus, von dem jungen Kapitän, und die andern Buben folgten seinen Worten, wie wohl eingedrillte Soldaten ihrem Hauptmann gehorchen.

„Ihr zwei sucht Holz zusammen! Marsch!" befahl er, und der vierte Knabe und sein schwarzlockiges Schwesterchen machten sich hasenschnell davon, um Holzstücke zu sammeln, die das Meer einmal bei einer Ebbe auf dem Strande liegen gelassen.

Das Schiff wuchs und wuchs vor Tullios Augen. Als ringsum die Rampe festgeklopft und glattgestrichen war, steckte der zweite der Knaben, ein eifriges und flinkes Bürschchen, am Hinterteil des Dampfers ein selbstverfertigtes Steuerruder in dessen Rumpf und tanzte dann vor Freude. Die Freude glänzte ihm auf dem braunen Rücken; sie perlte in silbernen Tröpfchen aus seiner Stirne und quoll wie ein Goldbach aus seinen hellen Augen.

Bald auch kamen Brüderchen und Schwesterchen mit den Armen voller Holzsplitter wieder und der rothaarige Herr Kapitän hieß sie es im Schiffsraum unterbringen, wo man dann sofort mit der Heizung beginnen könne; der Dampfer, den er großartig „Italia" nannte, stehe bereit zur Abfahrt.

Nun flackerte es mit einem Male auf in Tullios dunklen Augen und sein Herz strampelte und zerrte ungeduldig wie ein kleines Kind, dem die Mutter ein Stücklein Kuchen zeigt, das es jetzt mit aller Gewalt haben will. Und immer rief das Herz dazu: „Geh doch! Geh doch hin und fahre mit ihnen! — Du! Komm doch!"

Und Tullios Gedanken, nein, seine ganze kleine Seele fuhr mit dem Schiff hinaus, weit hinaus auf die blauen Wogen des Meeres, so weit, daß man ringsum gar keinen Strand, keine Bäume, keine Häuser und keine Hügel mehr sah, sondern nur noch Wasser und Wasser! Wellen und Wellen! Und die Wogen hoben das Fahrzeug bald hochauf und spritzten, bald rissen sie es wieder hinab, daß man meinte, sie müßten es jeden Augenblick von allen Seiten her überfallen und decken, und dann wieder auf und wieder nieder! So hatte Tullio oft vom Hafendamme aus die Fischerbarken schwanken gesehen. Und dazu winselte und sauste der Wind in den Tauen und die Wellen schnoben und fauchten wie hundert wilde Tiere. O, das war herrlich! Ein wenig gruselig und doch so mutig! Und dann sahen sie Inseln, ganz fremde Inseln, die noch kein Mensch gefunden hatte. An denen schaukelten sie vorbei, auf, ab . . . Nein, nicht vorbei! Sie landeten auf ihnen, banden ihr Schiff fest an einem Uferbaum und nahmen das fremde, neue Land in ihren Besitz; sie entdeckten dort ganz andere Tiere und kämpften mit ihnen, ganz andere Bäume, viel schönere Blumen und goldige Bäche. Sie bauten sich dort eine Hütte und lebten ganz ähnlich wie Robinson auf seiner Insel. O, es war so schön, ein Seefahrer zu sein!

Tullio starrte vor sich hin in die Ferne. Keiner hätte sagen können, was er anschaute. In seinen Augen war nur das sehnsüchtige Flackern; aber es erinnerte an das Flackern einer Fackel in einer mächtigen, unbelebten Höhle; denn seine Seele war aus den Augen geflohen auf abenteuerliche, wunderschöne Seefahrten. Und es schien, als ob das Rotlicht der Fackel von der Höhle aus durch irgend einen unbemerkten Seitengang hindurchdringe und selbst seine sonst bleichen Wangen von innen leise erleuchtete. Dazu zitterten die Lippen dann und wann, gleich als ob sie mit den andern Seefahrern sprächen, und eigentlich nur die dunklen, auf der Stirne gradstrichig geschnittenen Haare blieben das einzige Bewegungslose an Tullios Gesicht.

„Fertig? — Abfahren!"

Das war des rothaarigen Kapitäns Stimme. Sie klang laut und wirklich kapitänisch, sodaß Tullios Seele plötzlich erschreckt von der fernen Wunderinsel zurückblickte in seine Augen.

Jetzt fuhren sie ab und er war nicht dabei! Kein Mensch hatte ihn etwa gefragt, ob er mitwolle; sie fuhren einfach ab! Und Tullio wäre so gerne mitgereist auf ihrem Schiffe! Die zusammengeholten Holzsplitter brannten schon und das blaue Räuchlein, das davon aufstieg, blieb hinter den Seefahrern langsam verwirbelnd zurück.

Da sprang Tullio unbesonnen auf die Beine. Er wollte den Kapitän fragen gehen, ob er nicht mitfahren dürfe. Er hatte ja schon noch Platz, mehr als nur genug!

Als er aber in die Nähe des Schiffes kam, da blickte der Rothaarige ihn so feindlich an, als wollte er ihn mit den Augen wie einen Angreifer erschießen und da wagte sich Tullio keinen Schritt weiter. Er blieb stehen und sah mit durstigen Blicken dem ganzen Wesen zu.

Ein Knabe saß hinten in der Nähe des Steuerruders und schaute mit einer Wichtigkeit nach dem Kapitän, als ob mindestens die Welt untergehen müßte, falls er nicht ganz pünktlich auf dessen Weisungen achtete. — Ein anderer hatte sich auf der Sandbank, die im Schiff an der Längsseite aufgebaut war, niedergelassen. Der tat nichts. Vielleicht war er nur ein Aushilfsmatrose, oder vielleicht nahm man ihn eben sonst mit auf die Entdeckungsfahrt. — Und Brüderchen und Schwesterchen, die das Holz herbeigebracht hatten, kauerten am Feuer und gaben ihm ohne Unterlaß Bissen für Bissen zu fressen, daß es vor Lust und Begierde dampfte und knackerte. — Aber wie ein Weltbeherrscher stand auf seinem erhöhten Thron der rothaarige Kapitän mit einem Szepter in der Rechten. Er schaute oft ganz fern hinaus aufs Meer, machte dabei mit der linken Hand ein Dach über die Augen und verzog keine Miene, so sehr erfahren und ruhig war der Herr Kapitän! Er sprach auch kein Wort mit seinen Kameraden; nur dann und wann schleuderte er ihnen derb und fast verächtlich einen Befehl an die Ohren, daß sie vor lauter erschreckter Ehrfurcht bebten und nicht schnell genug gehorchen konnten. Der Rothaarige war aber auch wirklich der größte von ihnen und viel älter und viel stärker! Der war in ihren Augen schon beinahe ein Mann, obgleich er ja nur zwei oder drei Jahre mehr zählen mochte, als seine Untergebenen.

(Fortsetzung folgt.)